

Vom Subjekt zur Kategorie. Veränderte Denkfiguren

Eva Breitenbach

„Das wahre Geheimnis der Welt ist das Sichtbare,
nicht das Unsichtbare“

Oscar Wilde

In diesem Artikel setze ich mich mit Veränderungen und Ausdifferenzierungen der Kategorie ‚Geschlecht‘ innerhalb der sozialwissenschaftlichen bzw. erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung auseinander. Mein Ansatzpunkt sind Konfliktlinien, die mit einem Paradigmenwechsel – weg von subjektorientierten Konzeptionen hin zu (de)konstruktivistischen Positionen – einhergehen.

Für die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung gilt nicht nur, dass sie sich vor allem mit AkteurInnen in ihrem Alltag auseinandersetzt, sondern auch, dass sie stark handlungs- und praxisbezogen ausgerichtet war und ist. Darüber hinaus ist sie oft intentional mit einem Ziel verändernder oder emanzipatorischer Praxis verknüpft. Eine solche Ausrichtung lässt sich viel leichter an Paradigmen anschließen, die an Mustern von Ursache und Wirkung, Benachteiligung und Emanzipation, Gleichheit und Differenz, Wirklichkeit und Ideologie ausgerichtet sind als an solchen, die sich mit „schlichter Rekonstruktionsarbeit“ zu begnügen scheinen.

Die konstruktivistische Analyse ist demgegenüber ein empirisches Instrument, eine „Suchstrategie mit offenen Antwortmöglichkeiten“ (Knorr-Cetina 1997, S. 23), die zunächst keinerlei Aufforderung zu praktischem Handeln und nur wenig Anknüpfungspunkte dafür enthält. Eine konstruktivistische Geschlechterforschung hat die Sichtbarkeit des zweigeschlechtlichen Systems gegen sich, die Sichtbarkeit weiblicher und männlicher Personen und das individuelle und kollektive Bewusstsein geschlechtlicher Identität. Auch Überschreitungen der Zweigeschlechtlichkeit im *gender crossing* geschehen vor dem Hintergrund der zweigeschlechtlichen Ordnung. Menschen bedienen sich der geschlechtlichen Codierungen gerade auch dann, wenn sie sie verfremden oder überschreiten. „Aller Diversitäten und Unorthodoxien zum Trotz bleibt die Kategorie Geschlecht der einzige Referenzrahmen, und das nicht in erster Linie als Negativfolie.“ (Schröter 2002, S. 213). Darüber hinaus müssen Geschlechtsdarstellungen „als ihre Konstruktivität verbergende Prozesse aufgefaßt werden“, um als erfolgreich und überzeugend gelten zu können (Hirschauer 1993, S. 41). Mit diesen „Naturalisierungsleistungen“

(Hirschauer 1993, S. 47f.) wird die Vereinbarkeit von Alltagswissen und Alltagshandeln mit der konstruktivistischen Analyse endgültig aufgegeben.

Ein Schwerpunkt der folgenden Ausführungen liegt auf den Veränderungen im Zusammenhang von Geschlecht und der Person bzw. ihrer Identität als einer wichtigen pädagogischen Fragestellung. Nach ‚Identität‘ frage ich aus zwei Gründen: Einmal weil gerade die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung nach wie vor auf den Begriff der „Geschlechtsidentität“ zurückgreift und genau dort ein Rückgriff auf Theorien mit einem essentialistischen Kern notwendig erscheint und zweitens weil ich die Frage nach der Geschlechtsidentität und der geschlechtlich identifizierbaren Person für einen bedeutsamen „Subtext“ in der Auseinandersetzung um verschiedene Spielarten von Geschlechterforschung halte: Ist Geschlecht etwas, das wir *haben, tun* oder *sind*? Und welche Konsequenzen hat die jeweilige Position? Einen zweiten Schwerpunkt bildet ein empirischer konstruktivistischer Ansatz. Ich schlage vor, das Geschlecht bzw. die Geschlechtszugehörigkeit als einen Erfahrungsraum bzw. als Teil eines Erfahrungsraums zu fassen, der die Grundlage einer spezifischen Orientierung und Praxis bildet. Geschlechtszugehörigkeit definiere ich grundlegend als eine Praxis, die empirisch (re)konstruierbar ist.

Geschlecht als alltäglicher und wissenschaftlicher Besitzstand

Im Paradigma der Geschlechterforschung wurde das Geschlecht zunächst als ein feststehendes Merkmal der Person begriffen, als eine körperliche und möglicherweise psychische Grundlage, die sozial und kulturell überformt wird.¹ Im Mittelpunkt der Diskurse stand nicht die Kategorie Geschlecht, sondern die Frau in ihren aktuellen und historischen Lebenszusammenhängen. Dabei wurde die Frau als Benachteiligte und Unterdrückte konzipiert, als Person, der die Entfaltung ihres Potentials verwehrt wird (das führte zur Betonung von Defiziten), bzw. als eine Person, deren spezifische Potentiale ent-

1 Als Ausgangspunkt der feministischen Geschlechterforschung (die damals noch Frauenforschung hieß) können die 1970er Jahre mit der Neuen Frauenbewegung angesehen werden. Frauenforschung als feministisches Wissenschaftsprojekt gliedert sich in eine Vielzahl von theoretischen, methodischen und inhaltlichen Zugängen und Konzeptionen. Zusammengehalten wird sie durch ein lockeres Netz von grundlegenden Annahmen und Haltungen, nämlich Betroffenheit (als Frau), Parteilichkeit (mit anderen Frauen) und Kritik am Androzentrismus bzw. Patriarchatskritik.

wertet werden (das führte zur Betonung von Differenzen) (vgl. Breitenbach/Hagemann-White 1994). Auch wenn die Konzeption „der Frau“, die die Gemeinsamkeit der Frauen betont, von Anfang an kritisiert und ausdifferenziert wurde (in Ansätzen, welche die ethnischen, sozialen und kulturellen Unterschiede zwischen Frauen betonten oder in Ansätzen, die sich mit der Beteiligung der Frauen an ihrer Unterdrückung, mit ihrer Mittäterschaft auseinandersetzen), so blieb doch die Geschlechtszugehörigkeit selbstverständlich an die Person gekoppelt, und zwar die weibliche Geschlechtszugehörigkeit an die Frau und die männliche Geschlechtszugehörigkeit an den Mann. Das Paradigma der Geschlechterverhältnisse als hierarchische oder als Herrschaftsverhältnisse stützte sich grundlegend auf die Konzeption der Zweigeschlechtlichkeit. Eine zentrale Frage innerhalb dieses Paradigmas war die Frage nach Ursachen (von Herrschaft und Unterdrückung) und Wirkungen (auf die Unterdrückten wie die Unterdrücker). Solche Analysen ließen sich oft mehr oder weniger bruchlos mit einer Aufforderung zu emanzipatorischer Praxis verbinden.

Am Thema „Gewalt im Geschlechterverhältnis“ lassen sich theoretische Konflikte zwischen einer konstruktivistischen Geschlechterforschung auf der einen Seite und einer handlungsorientierten feministischen Geschlechterforschung auf der anderen Seite illustrierend aufzeigen.² Die feministische Geschlechterforschung konzipierte das Geschlechterverhältnis als Herrschaftsverhältnis und sah in individueller Gewalt von Männern gegen Frauen ein entscheidendes Instrument zu seiner Erhaltung. Diese theoretische Konzeption implizierte die normative Setzung von Recht und Unrecht und die Forderung nach individueller wie nach gesellschaftlicher Gerechtigkeit. Die Veröffentlichung der „unterdrückten Wahrheit“ galt sowohl als wissenschaftliche wie auch als politische Notwendigkeit. Für eine solche Art von Forschung sind Personen als Akteure und als Adressaten zentral. Unterdrückt werden nicht Kategorien, sondern Menschen und zwar geschlechtlich identifizierbare Menschen.

Diejenigen feministischen ForscherInnen, für die die Aufdeckung von Gewaltverhältnissen ein notwendiger Bestandteil der Suche nach Gerechtig-

2 (Sexuelle) Gewalt im Geschlechterverhältnis, die Diskriminierung, Unterdrückung und körperliche wie psychische Verletzung aufgrund des Geschlechts war immer ein zentrales Thema der feministischen Geschlechterforschung bzw. Frauenforschung, ist aber bislang nicht zu einem wichtigen Thema universitärer, akademischer Geschlechterforschung geworden. Das könnte sich allmählich ändern. Immerhin erscheinen derzeit eine repräsentative Studie über Gewalt gegen Frauen in Deutschland (Projektleitung Ursula Müller und Monika Schröttle) und der Endbericht der wissenschaftlichen Begleitung von Interventionsprojekten gegen häusliche Gewalt (Projektleitung Carol Hagemann-White und Barbara Kavemann).

keit zwischen den Geschlechtern und Generationen darstellt, sehen die Essenz ihrer Arbeit durch die Relativierungen einer interaktionistischen oder konstruktivistischen Analyse bedroht.

„Interaktionistische Argumente können einem Gewaltforscher wie dem Verfasser ganz schön auf den Geist gehen. Wenn Verstand und Herz nach jahrelangem Studium der Ursachen, Ausprägungen und Folgen von Gewalt einigermaßen zerbrechlich geworden sind und dann behauptet wird, Gewalt sei ein Mythos, sei nicht messbar, sei ein interaktionelles Geschehen, es gäbe weder Täter noch Opfer (vor allem in der Therapie eine für die Misshandelten folgenschwere Position), dann können Unlustgefühle aufsteigen.“ (Godenzi 1994, S. 94) Umgekehrt stellen die umstandslosen Setzungen von Männern, Frauen, Tätern und Opfern und vor allem von weiblichen und männlichen Körpern für eine konstruktivistische akademische Forschung völlig unakzeptable Kategorien dar.

Versuche, eine konstruktivistische Theorie von Gewalt im Geschlechterverhältnis auszuarbeiten, gibt es bislang leider so gut wie nicht. Das könnte auch daran liegen, dass hier Menschen als Menschen und als Opfer oder Täter thematisiert werden. Das Thema bringt ForscherInnen in Kontakt mit den bedrohlichen und dunklen Seiten ihrer leiblichen weiblichen oder männlichen Existenz, es identifiziert sie mit ihrem Geschlecht. In der Ablehnung dieser Identifikation von Geschlecht und Person auf der einen Seite und der Notwendigkeit dieser Identifikation für die theoretische wie die praktische Arbeit andererseits, liegt ein zentraler Unterschied zwischen den verschiedenen Forschungszugängen und ein Kern des Konflikts. Die Aussage von Godenzi macht sehr deutlich, dass es bei derartigen verschiedenen Positionen auch um Gefühle geht, um eine emotional besetzte Sicht der Welt. Es geht um den „zerbrechlichen Verstand“ und das „zerbrechliche Herz“, die von Sichtweisen, die die eigenen Grundlagen ablehnen bzw. zerstören, irritiert und verletzt werden können.

Von der Frau zur Kategorie Geschlecht: Veränderte Denkfiguren

Einflussreiche Spielarten der Geschlechterforschung haben Veränderungen bewirkt, von denen ich zwei entscheidende nennen möchte: Zum einen haben sie die selbstverständliche Verbindung von Geschlechtszugehörigkeit und Person aufgebrochen. Damit sind nicht nur Fragen des Geschlechts angespro-

chen, sondern auch Fragen von Identität. Zum zweiten verschiebt die konstruktivistische Geschlechterforschung die Fragestellung vom *warum* zum *wie*: Sie fragt danach, wie Geschlechter und ihre Verhältnisse hergestellt werden. „Nicht die sozialen Konsequenzen der angeborenen Geschlechtsunterschiede bedürfen also einer Erklärung, sondern vielmehr wie diese Unterschiede als Garanten für unsere sozialen Arrangements geltend gemacht wurden (und werden) und, mehr noch, wie die institutionellen Mechanismen der Gesellschaft sicherstellen könnten, dass uns diese Erklärungen stichhaltig erscheinen“ (Goffman 1994, S. 107).

Seit den neunziger Jahren werden empirische Forschung und Theoriebildung in der Geschlechterforschung von Paradigmen der Konstruktion oder Dekonstruktion von Geschlecht dominiert. Bei aller Verschiedenheit der einzelnen Konzeptionen wird Geschlecht hauptsächlich oder ausschließlich als soziale und kulturelle Konstruktion, als soziale und kulturelle Praxis aufgefasst. Auch Körpererfahrungen und Körperwissen werden als kulturelle Praktiken diskutiert. Bestenfalls gilt der Körper als „Teilnehmer im sozialen Geschehen“ (Connell 1999, S. 80), dessen Authentizität allerdings in Frage steht.

Damit hat die Geschlechterforschung die Reflexion ihrer eigenen Denkgewohnheiten, Kategorien und Konzepte in einer außerordentlich radikalen Weise betrieben. Sie hat ihre zentrale Kategorie ‚Geschlecht‘ in der griffigen Formel des *doing gender* verflüssigt. Sie hat die Verbindungen zwischen der Person und der Geschlechtszugehörigkeit gelockert oder aufgelöst. Sie hat in ihren Kontextanalysen den Stellenwert der Kategorie Geschlecht gegenüber anderen Kategorien wie der ethnischen Zugehörigkeit und dem sozialen Milieu relativiert. Diese theoretische und empirische Arbeit, die bis zum Anfang der eigenen Grundlagen und damit bis zum Ende der Gewissheiten führt, trägt sicherlich zur Lebendigkeit und Kreativität der Geschlechterforschung bei.

Sie führt aber gleichzeitig zu neuen Schwierigkeiten oder Herausforderungen. Eine Herausforderung, die ich im folgenden diskutieren werde, liegt in der Verbindung der Konzeption des *doing gender* mit anderen sozialwissenschaftlichen oder auch dezidiert erziehungswissenschaftlichen Theoriebeständen.

Gender als soziale Institution. Der Ansatz von Judith Lorber

Der Ansatz von Judith Lorber verbindet eine sozialkonstruktivistische Auffassung von *gender* mit einer Analyse der Geschlechterverhältnisse als Herrschaftsverhältnisse und einem dezidierten Ziel: „Wenn die gender-Ungleichheit abgeschafft werden soll, müssen die *gender* entweder in jeder Hinsicht völlig gleich gestellt werden, oder *gender* darf nicht länger eine zentrale Kategorie sein, die bestimmt, welcher soziale Status einem Menschen zugewiesen wird“ (Lorber 2003, S. 7). Das Projekt, das sie vorschlägt, besteht in *de-gendering* oder *undoing gender* als dem „ultimativen feministischen Ziel“ (Lorber 2003, S. 7).³

Lorber betrachtet *gender* ausschließlich als soziale Konstruktion. Soziale Konstruktion bedeutet, dass *gender* individuell wie interaktiv wahrgenommen und dargestellt wird und werden muss: Diese soziale Praxis ist unausweichlich. Lorber setzt jedoch nicht bei den Individuen oder den sozialen Beziehungen an, auch wenn sich „Konstruktion und Aufrechterhaltung von *gender* in den persönlichen Identitäten und in der sozialen Interaktion manifestieren“ (Lorber 2003, S. 41). Vielmehr konzipiert sie *gender* als zentrale soziale Institution und sieht darin ein neues Paradigma. *Gender* als soziale Institution durchdringt und strukturiert alle Bereiche sozialer Praxis wie Wirtschaft, Politik, Familie und Sexualität und ist selbst eine mächtige und grundlegende Struktur. Als sozialer Platzanweiser ist *gender* ein Instrument zur Herstellung und Sicherung von hierarchischer Ungleichheit und Herrschaft zwischen den Geschlechtern. Als Institution ist *gender* dem individuellen Handeln zwar vorgeordnet, aber nicht im Sinne einer inhaltlichen Festlegung. *Gender* ist sozusagen eine dynamische Struktur und gerade in ihrer Flexibilität so zählebig. Diese Flexibilität einerseits und das Beharrungsvermögen vergeschlechtlicher sozialer Praxis andererseits vermag Lorber materialreich zu belegen, z.B. in ihrer sehr anregenden und fruchtbaren Analyse sexueller Verhältnisse.⁴

3 Ähnlich argumentiert Robert Connell in seiner Konzeption zur Konstruktion von Männlichkeit, wobei sich die beiden AutorInnen nicht systematisch aufeinander beziehen.

4 Lorber betrachtet Sexualität konsequent als einen Lernprozess kulturell vermittelter „Skripte“, auch wenn sie von natürlichen Unterschieden zwischen Frauen und Männern ausgeht. Sie zeigt, in welchem Ausmaß kulturelle Skripte sexuelle Praktiken (und Phantasien) definieren, normieren, beschränken bzw. als „abweichend“ definieren, allen voran die zwangsweise Verbindung von Sexualität mit Genitalität. Mit ihrer konsequenten Trennung von sex, *gender* und Sexualität zeigt sie die Notwendigkeit für die Individuen auf, sich innerhalb eines restriktiven und beschränkten Repertoires selbst zu klassifizieren und zu verorten.

Nicht theoretisiert wird, wie Produktions- und Vermittlungsprozesse im einzelnen verlaufen, wie z.B. „Kulturen und Gesellschaften die Sexualpraktiken in gebilligte, erlaubte und tabuisierte Muster einteilen, die von den Individuen verinnerlicht werden“ (Lorber 2003, S. 108). Diese Fragen bleiben den einzelnen empirischen Rekonstruktionen überlassen. Daran könnte es liegen, dass in den empirischen Beschreibungen die zweigeschlechtliche Ordnung als eine außerordentlich festgefügte Struktur erscheint, innerhalb derer die Geschlechtszugehörigkeit quasi unter der Hand naturalisiert wird und den Status der zentralen Kategorie erhält. Dies ist sicherlich ein wichtiges Problem derjenigen sozialkonstruktivistischen Ansätze, die *gender* als Institution und Struktur definieren. So weist Sedef Gümen darauf hin, dass sich auch in den Theoriesträngen, die die interaktive Herstellung des Geschlechts thematisieren, quasi unter der Hand die Geschlechterdifferenz als zentrale Differenz durchsetze.

Andere Formen der Differenz werden damit zum Besonderen vor dem diesem Allgemeinen. Die Ansprüche nach Pluralisierung von Differenzen und nach Kontextualisierung der Kategorie Geschlecht als einer grundlegend im Sozialen eingebundenen Kategorie würden damit unterlaufen. „Aus dieser Perspektive gelten andere soziale Kategorien, wie Klassenzugehörigkeit, ethnizierende und rassistische Markierungen als sekundäre oder konkurrierende Merkmale“ (Gümen 1996, S. 79, vgl. auch Gümen 1998).

Doing gender. Geschlecht als Praxis

In den mittlerweile bereits klassisch zu nennenden Ansätzen, die in der Konzeption des *doing gender* gebündelt werden, wird Geschlecht als eine grundlegend soziale Kategorie angesehen. Geschlecht wird zunächst als situativ und interaktiv hergestellt betrachtet, es wird situativ und interaktiv thematisch oder auch nicht. „Konstruktion von Geschlecht“ meint die Darstellungsprozesse und Wahrnehmungsprozesse von Geschlecht (vgl. z.B. Goffman 1994, Hirschauer 1993). *Doing gender* sind alle Tätigkeiten, durch die Geschlecht dargestellt wird, alle Tätigkeiten, durch die Geschlecht wahrgenommen wird. Das schließt diejenigen Tätigkeiten ein, mit deren Hilfe die Geschlechterdifferenzen dargestellt und wahrgenommen werden. Diesen Tätigkeiten liegen kulturelle Wissensbestände über das Geschlecht zugrunde beispielsweise über die Unausweichlichkeit und Ausschließlichkeit der Geschlechtszugehörigkeit, aber auch über Objekte und Praktiken, die zur Konstruktion von Geschlecht

genutzt werden können oder müssen. Goffman (1994) hat deutlich gemacht, dass es sich dabei um zirkuläre Prozesse institutioneller Reflexivität handelt, die – vom Einzelnen aus gesehen – bei der Geburt mit der Zuordnung zu einer Geschlechtsklasse ihren Anfang nehmen und dazu dienen, die Gesellschaftsmitglieder in der Institution „Geschlecht“ zu verorten.

Zentral wird hier, wie schon ausgeführt, die Frage nach dem *wie*, die die Frage nach dem *warum* ablöst. Wie wird Geschlecht konstruiert? Wie sehen die Praktiken aus, mit denen Menschen sich als weiblich oder männlich wahrnehmen und darstellen? Auf welche Bilder, Objekte, Stile, Tätigkeiten und Erzählungen können Individuen und Gruppen zurückgreifen? Wie sehen die Praktiken aus, mit deren Hilfe die Konstruktionsprozesse ihrerseits unkenntlich gemacht werden, so dass uns das System der Zweigeschlechtlichkeit als (Natur)tatsache entgegentritt und das Geschlecht eines Menschen ihm selbst und anderen als kultureller oder natürlicher Besitz erscheint?

Welche Praktiken als *doing gender* gefasst werden können, ist eine Frage, auf die die empirische Analyse eine Antwort geben kann. In unserer Forschung über jugendliche Beziehungskulturen fielen darunter das geschlechtlich codierte Dekor wie Kleidung und Haartracht, diverse geschlechtlich codierte kindliche, jugendliche und erwachsene Aktivitäten, aber auch so komplexe Tätigkeiten wie die Entwicklung und Aufrechterhaltung einer angemessenen sexuellen Praxis und nicht zuletzt die Erzählungen über Geschlecht.⁵ Die konkreten empirischen Beschreibungen in der Kindheits- und Jugendforschung zeigen, dass es sich um hochkomplizierte emotional besetzte individuelle wie kollektive Prozesse handelt, die dazu beitragen, der Person ein Bewusstsein von sich selbst und dem eigenen Ort zu verleihen, eben (geschlechtliche) Orientierung und Identität. Aber dieser empirisch nachvollziehbare Schritt lässt sich in der Konzeption des *doing gender* nicht mehr explizit vollziehen. Das konstruktivistische Analyseinstrumentarium löst die Geschlechtszugehörigkeit in ihre einzelnen Tätigkeiten auf, setzt die Bestandteile aber nicht mehr zu einer Identität zusammen.

Gerade dadurch könnte aber wieder Dynamik in einen Prozess kommen, der ansonsten in der Gefahr ist, Konstruktionsprozesse in einem Repertoire festgelegter Handlungen erstarren zu lassen.

5 Ich beziehe mich auf ein mehrjähriges Forschungsprojekt über freundschaftliche Beziehungen unter Jugendlichen, untersucht in Mädchen- und Jungengruppen (vgl. Breitenbach 2000, Breitenbach/Kausträter 1999, 2004, Kausträter 2004). Ich möchte mich an dieser Stelle bei Sabine Kausträter für ihre Unterstützung bei der Arbeit an diesem Aufsatz bedanken. Ebenfalls bedanke ich mich bei Petra Korte und bei Leonie Herwartz-Emden.

Doing Adolescence. Jugend als Praxis

Erziehungswissenschaft und erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung hantieren mit Theoriebeständen, die eine biologische oder kulturelle essentielle Differenz enthalten, allen voran die Differenz zwischen Kindheit, Jugend und Erwachsenenheit und die ganz grundlegend die Person in ihren Mittelpunkt stellen, die interagierende, zu erziehende, zu vergesellschaftende, bildsame Person, die eine (geschlechtliche) Identität zu entwickeln hat.

Wie können diese subjekt- und lebensphasenbezogenen Theorien mit einer konstruktivistischen Auffassung von Geschlecht verbunden werden? Wo ist der Übergang vom *Tun* des Geschlechts zum *Haben* des Geschlechts bzw. der Geschlechtsidentität? Das ist auch deshalb eine notwendige Frage, weil „Konstruktionen von Geschlecht“ nie isoliert auftreten sondern stets eingebunden in soziale Prozesse und Beziehungen: So sind die Konstruktionsprozesse von Geschlecht bei Jugendlichen immer gebunden an die Altersangemessenheit der Darstellung, an den entsprechenden Kontext und an das soziale Milieu. Und es ist eine glücklicherweise vorläufig noch offene Frage. Glücklicherweise deshalb, weil ich glaube, dass diese Frage keine endgültige theoretische Lösung und damit Schließung verträgt. Derzeit sehe ich drei Möglichkeiten: erstens die konkrete empirische Rekonstruktion und Modifikation theoretischer Konzepte, zweitens die genaue Untersuchung von Anschlussmöglichkeiten und -grenzen und drittens, und das möchte ich im Folgenden an der Theorie von ‚Jugend‘ erläutern, eine Veränderung oder Verflüssigung der theoretischen Paradigmen in einem konstruktivistischen Prozess.

Die Denkfigur der Konstruktion scheinbar essentieller und stabiler Phänomene lässt sich mit der Konzeption von Jugend verknüpfen. Die Aussagen über die Konstruktionsprozesse des Geschlechts lassen sich mit einer gewissen Plausibilität gewissermaßen ‚probehalter‘ auf die Konstruktionsprozesse von Jugendlichkeit übertragen bzw. damit verbinden. Jugend muss ebenso wie Geschlecht und in Zusammenhang damit überzeugend dargestellt und wahrgenommen werden.

Jugend ist weder als Personengruppe, noch als Lebensphase oder als gesellschaftliche Institution eindeutig und einheitlich zu erfassen. Die Vorstellung einer Jugendphase als eigenständigem und abgrenzbarem Lebensabschnitt erodiert von den ‚Rändern‘ her, dem zunehmend weniger festgefügteten Anfang und vor allem Ende der Jugendphase. Jugendliche Mitglieder schillernder Subkulturen, Jugendliche verschiedener ethnischer Herkunft und Zugehörigkeit und unterschiedlichster sozialer und ökonomischer Lage sind zu-

dem zunehmend schwerer als eine Gruppe mit tragfähigen Gemeinsamkeiten zu beschreiben. Auf der anderen Seite stehen Jugendlichen heute erhebliche zeitliche, materielle und kulturelle Ressourcen zur Verfügung, um Jugend in Abgrenzung von Kindheit und Erwachsenenalter darzustellen. Wie sich Jugend für Jugendliche letztendlich ausgestaltet, dokumentiert sich in den Beschreibungen von Jugendlichen und wird erst in der Analyse begrifflich fassbar.

In unserer Jugendforschung zeigten sich zwei Dimensionen des Umgangs mit der Geschlechtszugehörigkeit. Die Geschlechtszugehörigkeit und die Geschlechterdifferenz (bzw. die Geschlechterunterscheidung) erwiesen sich als eine bedeutsame Ressource bei der Bewältigung des Alltags, z.B. des schulischen Alltags oder bei der Bewältigung jugendlicher Probleme. Kinder und Jugendliche greifen darauf mit einem gewissen spielerischen Vergnügen, aber auch mit tiefer Selbstverständlichkeit über ihre Geltung zurück. Gleichzeitig zeigt sich die Notwendigkeit und der Zwang, das Geschlecht in überzeugender Weise darzustellen. Gerade für Jugendliche ist das ein höchst komplizierter Vorgang und schließt die Notwendigkeit ein, auf sexuierte Räume, Objekte und Praktiken zurückzugreifen. Jugendliche nutzen ebenfalls biographisch gewachsene Orientierungen und erworbene Kompetenzen durchaus auch geschlechtstypischer Art zur Darstellung des Geschlechts:

So tanzen Mädchen, weil sie Mädchen sind und auch, um Mädchen zu sein. Und Jungen spielen Fußball, weil sie Jungen sind und um Jungen zu sein. Weibliche und männliche Jugendliche praktizieren Heterosexualität auch deshalb, weil dies zu einer angemessenen Darstellung von Jugendlichkeit gehört.

In einer solchen Auffassung von Jugend und Geschlecht ist die Geschlechtsidentität nichts, das in Auseinandersetzung mit den körperlichen Vorgängen der Pubertät und den gesellschaftlichen Anforderungen ‚angeeignet‘ werden muss und auf geheimnisvolle Weise aus den Tiefenschichten der Person destruiert bzw. stabilisiert wird. Wenn Geschlecht in Bildern und Tätigkeiten dargestellt und wahrgenommen wird, dann könnte die Geschlechtsidentität mithilfe von Erzählungen dieser Tätigkeiten und Beschreibungen der Bilder zusammengehalten werden. „Die narrative Identität ist dementsprechend eine überaus dynamische Struktur. Die Erzählung konstituiert Identität als Einheit der Person, ohne zu unterschlagen, daß diese Einheit eine stets fragile und beständig zu reproduzierende Synthese des Differenten und Heterogenen ist“ (Straub 2000a, S. 173).⁶ Die Geschlechtsidentität wäre dann die reflexive Selbstbeschreibung und Selbstthematisierung der Person, die in ih-

6 Jürgen Straub selbst bezieht sich in seinen Ausführungen nicht auf Fragen des Geschlechts.

ren (individuellen und kollektiven) Erzählungen, durch „narrative Sinnbildungsleistungen“ Kontinuität und Kohärenz gewinnt (vgl. Straub 2000b, S. 283). An diesem Ort der Identitätsarbeit könnte der Übergang liegen von ‚Geschlecht *haben*‘ und ‚Geschlecht *tun*‘. Die Frage „wer bin ich und wer möchte ich sein“ als Kernfrage der Identität (vgl. Straub 2000b, S. 279) schließt dann Geschichten über die geschlechtliche Praxis mit ein.

Geschlecht als Erfahrungsraum

Ein grundlegendes Problem empirischer Forschung ist darin zu sehen, dass die empirische Analyse, die Geschlechterdifferenzen untersucht, von vornherein von Geschlechterdifferenzen ausgeht, also von Männern und Frauen, Mädchen und Jungen, und auf dieser Basis selbstverständlicher Zweigeschlechtlichkeit Ähnlichkeiten und Unterschiede sucht. ‚Geschlechtszugehörigkeit‘ ist dann eng verbunden mit Geschlechterdifferenz und meint die alltägliche Zuordnung zum männlichen oder weiblichen Geschlecht innerhalb der zweigeschlechtlichen Ordnung. Hier trifft sich die Konzeption der Geschlechtszugehörigkeit als sozialer Konstruktion mit der Konzeption der Geschlechtszugehörigkeit als Basis der Persönlichkeit. Aus dem hier enthaltenen Zirkel kann empirische Forschung nicht entkommen. Der Gefahr der Reifizierung von Differenz kann die Forscherin in zweierlei Hinsicht begegnen. Einmal durch eine sorgfältige methodische Kontrolle der Dimension Geschlecht wie sie eine rekonstruktive Sozialforschung vorsieht. Zum Zweiten dadurch, dass Geschlechtstypik im Sinne eines sozialen Geschlechts nicht an das biologische Geschlecht gebunden ist.

Die empirische Rekonstruktion kann für bestimmte Fragestellungen zeigen, ob hier die Geschlechtszugehörigkeit eine relevante existentielle Kategorie darstellt, ob sie also Teil eines Erfahrungsraumes ist, wie dieser Erfahrungsraum ausgestaltet ist und schließlich, welche Orientierungen diese spezifische Ausgestaltung hervorbringt.⁷ Wir haben Mädchengruppen als weiblichen Raum beschrieben (einen konjunktiven Erfahrungsraum besonderer Art), der sich über eine spezifische Praxis konstituiert. Dieser weibliche Raum kann im Einzelfall (tatsächlich wurde uns ein solcher Fall geschildert) durchaus ein männliches Mitglied beherbergen. Umgekehrt stellt nicht jede Mädchengruppe einen weiblichen Erfahrungsraum her. Die Geschlechtszuge-

7 Mit dem Konzept des „Erfahrungsraums“ beziehe ich mich auf die Arbeiten von Ralf Bohnsack.

hörigkeit ist also nur eine Dimension der Möglichkeiten, einen weiblichen Raum zu schaffen (vgl. Breitenbach 2000).

Die Geschlechtszugehörigkeit als Erfahrungsraum kann die Gestalt eines Handlungsraums und Spielraums annehmen, aber auch eines Käfigs oder Gefängnisses. Die Analyse kann zeigen, ob und in welcher Weise die Geschlechtszugehörigkeit und die *Geschlechterdifferenz* bestimmte Erfahrungen und Orientierungen beeinflussen oder konstituieren. Die Bedeutungen der Geschlechtszugehörigkeit können für bestimmte Erfahrungen und Orientierungen beschrieben werden, auch für solche Erfahrungen und Orientierungen, die Teil der Geschlechtsidentität werden oder sind. Das heißt aber nicht, dass die Geschlechtszugehörigkeit in ihren Bedeutungen selbst festgelegt und definiert werden kann oder an einem bestimmten Ort festgesetzt werden kann. Eine solche Festlegung würde eine Reifizierung der Geschlechterdifferenz bedeuten.

Empirischer Konstruktivismus und konstruktivistische Empirie

„Objektivität ist die Wahnvorstellung, Beobachtungen könnten ohne Beobachter gemacht werden. Die Berufung auf Objektivität ist die Verweigerung von Verantwortung – daher auch ihre Beliebtheit“ (Förster, zitiert nach Maturana/Pörksen 2002, S. 35). In der Denktradition des Konstruktivismus wird der wissenschaftliche Erkenntnisprozess als in der sozialen Praxis verankert angesehen. Er ist selbst eine soziale Praxis. Soziale Einflüsse im Forschungsprozess sind deshalb nicht als Störfaktoren aufzufassen. Vielmehr ist es notwendig, die Wirkungen sozialer Einflüsse auf das wissenschaftliche Denken selbst zu untersuchen (vgl. Knorr-Cetina 1997), um solche Einflüsse auf reflektierte Weise als Erkenntnisinstrumente nutzen zu können. Dies ist eine Folge der konsequenten Betrachtung von Wissenschaft als sozialer Praxis, die sich nicht auf eine ‚objektive‘ Instanz berufen kann. Eine zweite Folge ist, dass Methoden nicht aus Methodologien und Methodologien nicht aus logischen Systemen abgeleitet werden können. Die Begründung von Methoden erfolgt vielmehr auf dem Weg der Rekonstruktion von wissenschaftlicher und außerwissenschaftlicher Praxis. Diesen Weg bezeichnet Bohnsack als praxeologische Fundierung von Methoden (vgl. Bohnsack 1999, S. 92). „Dabei geht es im wesentlichen um die umfassende Verankerung von Methoden in der *sozialen Praxis* und um ihre methodologische Begründung auf dem Wege der

Rekonstruktion dieser *Praxis* – sowohl der als wissenschaftlich wie der als außerwissenschaftlich verstandenen Praxis“ (Bohnsack 1999, S. 192, *Hervorh. im Orig.*).

Das Suchinstrument eines empirischen Konstruktivismus ist darauf gerichtet, „wie soziale Gruppierungen sich selbst choreographieren und ihre Choreographien tanzen“ (Knorr-Cetina 1989, S. 93). Die Verschiebung der Fragestellung auf den Herstellungsprozess oder die Choreographie des Sozialen verleiht dem Forschungsprozess Offenheit und Dynamik. Das findet eine interessante Entsprechung im Bild des ‚Tanzes‘ sozialer Gruppierungen. Entscheidend scheint zu sein, dass die Dynamik des Forschungsprozesses auch seine Ergebnisse kennzeichnet. Die Untersuchung des ‚Herstellungsprozesses‘ kann dazu verleiten, als Ergebnis ein in Definitionen festgefrorenes Endprodukt festzuhalten. Diese Gefahr ist umso stärker, je linearer sich der Denk- und Forschungsprozess gestaltet und ganz im Sinne eines linearen Denkens in einem Ziel endet. Wenn die Forschung zusätzlich den Anspruch hat, die Erfahrungsräume oder existentiellen Hintergründe der Forschungsadressaten zu erschließen, also die Choreographien quasi existentiell zu verankern, ergibt sich die Gefahr einer zumindest impliziten Objektivierung von Forschungsergebnissen, die Differenzierung von interpretierten und ‚gegebenen‘ Realitäten. Diese Problematik lässt sich nur in der jeweils konkreten empirischen Arbeit bearbeiten.

Weiterführend für die Geschlechterforschung ist meines Erachtens die konkrete empirische (Re)Konstruktion des Geschlechts als Praxis einschließlich ihrer Rekonstruktion als basale Dimension im Forschungsprozess selbst.

Literatur

- Bohnsack, Ralf (1999): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*, Opladen
- Breitenbach, Eva (2000): *Mädchenfreundschaften in der Adoleszenz. Eine fallrekonstruktive Untersuchung von Gleichaltrigengruppen*, Opladen
- Breitenbach, Eva/Hagemann-White, Carol (1994): *Von der Sozialisation zur Erziehung – Der Umgang mit geschlechtsdifferenter Subjektivität in der feministischen Forschung*, in: Beutler, Kurt et al. (Hg.): *Die Geschlechterverhältnisse und die Pädagogik. Jahrbuch für Pädagogik 1994*, Frankfurt am Main
- Breitenbach, Eva/Kausträter, Sabine (1999): „Einarbeiten in heterosexuelle Umgangsformen“: Zur Bedeutung von Mädchenfreundschaften in der Adoleszenz, in: Horstkemper, Marianne/Kraul, Margret (Hg.): *Koedukation. Erbe und Chancen*, Weinheim

- Breitenbach, Eva/Kausträter, Sabine (2005): Wege durch die Adoleszenz. Eine Typologie jugendlicher Beziehungskulturen: Kommunikation, Aktionismus und Zielorientierung, erscheint in: Bohnsack, Ralf / Przyborski, Aglaja / Schäffer, Burkhard (Hg.): Das Gruppendiskussionsverfahren in der sozialwissenschaftlichen Praxis, Opladen
- Connell, Robert William (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen
- Goffman, Erving (1994): Das Arrangement der Geschlechter, in: Ders.: Interaktion und Geschlecht, Frankfurt am Main u.a.
- Godenzi, Alberto (1994): Gewalt im sozialen Nahraum, Basel u.a.
- Gümen, Sedef (1996): Die sozialpolitische Konstruktion „kultureller“ Differenzen in der bundesdeutschen Frauen- und Migrationsforschung, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 42
- Gümen, Sedef (1998): Das Soziale des Geschlechts. Frauenforschung und die Kategorie „Ethnizität“, in: Das Argument, Heft 1,2
- Hirschauer, Stefan (1993): Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel, Frankfurt am Main
- Kausträter, Sabine (2005, in Vorbereitung): Jungenfreundschaften. Zur Konstruktion von Männlichkeit in der Adoleszenz
- Knorr-Cetina, Karin (1989): Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen. In: Soziale Welt (Sonderband)
- Knorr-Cetina, Karin (1997): Konstruktivismus als „Strategie der Weltentfaltung“, in: Bardmann, Theodor M. (Hg.), Zirkuläre Positionen: Konstruktivismus als praktische Theorie, Opladen
- Lorber, Judith (2003): Gender-Paradoxien, Opladen
- Maturana, Humberto R./Pörksen, Bernhard (2002): Vom Sein zum Tun. Die Ursprünge der Biologie des Erkennens, Heidelberg
- Nicholson, Linda (1994): Was heißt „gender“? In: Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hg.): Geschlechterverhältnisse und Politik, Frankfurt am Main
- Schröter, Susanne (2002): FeMale. Über Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern, Frankfurt am Main
- Straub, Jürgen (2000a): Identitätstheorie, empirische Identitätsforschung und die „postmoderne“ armchair psychology, in: ZBBS, Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialisationsforschung, Heft 1
- Straub, Jürgen (2000b): Identität als psychologisches Deutungskonzept, in: Greve, Werner (Hg): Psychologie des Selbst, Weinheim